



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Cohn, Emil: Kriegerische Volkspoesie

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Kriegerische Volkspoesie

Von Dr. Emil Cohn-Bonn



Über das poetische Werk eines Dichters zu urteilen, gehört gewiß nicht zu den schwierigen Dingen. Man steht vor einem abgeschlossenen Ganzen, das nach Gesetzen gebaut und in seinen Grenzen überschaubar ist. Die Gesetze der Kunst sind da, und damit ist der Maßstab für die Bewertung des Kunstwerks gegeben. Ganz anders verhält es sich mit der Volkspoesie, die aller Gesetze spottet und uns dennoch zum Herzen redet. Gerade die Einfältigkeit ihrer Gefühle, die Ungefehmäßigkeit ihrer Formen, ihre Sprunghaftigkeit und Unbeholfenheit erzeugt die tiefsten Wirkungen. Und zwar nicht allein beim schlichten Volke, sondern auch bei den feinsten ästhetischen Köpfen, weil eben in der Unbeholfenheit die rührende Reinheit der Volksseele, in der Ungefehmäßigkeit ihre Ursprünglichkeit zutage tritt. Diesen Wirkungen nachzugehen und sie mit Gründen verständlich zu machen, ist fast unmöglich. Es gilt da in vollem Umfange das Goethewort: „Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!“

Was von der Volkspoesie im allgemeinen gilt, gilt in noch höherem Maße von der kriegerischen Volkspoesie, deren Schönheiten, soweit es die deutsche Volkspoesie angeht, dem Leser zu vermitteln, ich mir hier zur Aufgabe gemacht habe. Handelt es sich doch um die Poesie eines Standes, des Kriegerstandes. Dieser Stand hat seine Entwicklung gehabt, die Hand in Hand ging mit der Entwicklung der Kriege selbst. Es versteht sich von selbst, daß diese Entwicklung sich auch in der Kriegspoesie widerpiegelt. Jeder Krieg hat sein Lied, kann man sagen. Während zum Beispiel das volkstümliche Liebeslied unmittelbar aus dem Volke heraus verständlich und an keine Zeit gebunden ist, da es das ewig sich wiederholende Spiel der Geschlechter besingt, ist das kriegerische Volkslied trotz seiner ewig wiederkehrenden Motive vom Kämpfen und Fallen auf grüner Heide doch an seine Zeit gebunden. Daraus folgt, daß eine Betrachtung über kriegerische Volkspoesie nur eine historische Betrachtung sein kann. Wir wollen, was den Soldaten bewegt und zum Liede begeistert, aus seiner Zeit zu begreifen suchen und im kriegerischen Sange das Spiegelbild der Geschichte sehen.

* * *

Von einer kriegerischen Volkspoesie des alten Germanentums wissen wir nur wenig. Aber selbst wenn uns nichts überliefert wäre, müßten wir doch annehmen, daß es eine solche gegeben hat, aus dem einfachen Grunde, weil damals die Waffenpflicht aller Waffenfähigen bestand. Es gab also mehr als bloß einen Kriegerstand, Volk und Heer waren eins. Wenn der Heerbann aufgeboden wurde und der Freie den verrosteten Schild von der Wand nahm und den Speer auf der Schulter von seiner Eigenhufe auszog, um mit seinen

Stammesgenossen dem Feinde zu wehren, dann ging der Auszug zum Kampfe wie eine Art Prozession vor sich. Dabei wurden, wie uns Tacitus berichtet, Chorklieder gesungen, die das Heldentum der Ahnen oder den helfenden Gott feierten. Daß unter derartigen Liedern sich auch richtige Volkspoesie befunden hat, läßt sich um so sicherer annehmen, als es Urzeitpoesie war, und die ist doch meistens Volkspoesie.

Zu den Zeiten Karls des Großen und seiner Nachfolger änderte sich die Heeresverfassung. Der Heerbann wurde allmählich durch das Rittertum verdrängt, das heißt, der Krieg wurde aus einer Volksache zur Sache einer bevorrechteten Kaste, der sogenannten Lehnsleute. Der Fürst gab seinen Vasallen ein Gut zu Lehen, und an diesem Lehen hing Waffenpflicht wie Waffenrecht. Daß es dort, wo Kriegsmann und Rittersmann eins sind, also der Ritterstand den Krieg für sich allein in Anspruch nimmt, keine Volkspoesie geben kann, ist klar. Um so klarer, als das Wesen des Ritterkrieges im Zweikampf lag. Gleich nach dem Zusammenprallen der Massen löste sich der Kampf in Einzelkämpfe auf. Strategie und Taktik gab es nicht, immer machte es der einzelne, der nichts als persönlichen Kampf und persönliche Ehre suchte. Auf solchem Boden konnte wohl ein ritterliches Epos erblühen, das von Zweikämpfen, Turnieren und Ritterfahrten sang, nicht aber eine Volkspoesie. Damit diese entstehe, mußte das Kriegshandwerk erst wieder, wenn auch keine Volksache, so doch eine volkstümliche Sache geworden sein, und es wurde volkstümlich in dem Augenblicke, wo jedem Volksgenossen der Zutritt zu diesem Handwerk ebenso offen stand wie zu irgendeinem anderen.

Diese Entwicklung vollzog sich gleichzeitig mit dem Niedergang des Rittertums, der durch die Erfindung des Schießpulvers (1350) und die Einführung des Luntenschlosses (1450) unausbleiblich war. Das strategische Übergewicht des Fußvolkes war die notwendige Folge, und als daher die Niederlagen der Ritter sich mehrten, als sie 1431 bei Taus vor den Hussiten Reikhaus nahmen, nachdem sie schon hundert Jahre vorher bei Coortryk und Moorgarten von dem Schweizer Volksheer mit Streitart und Morgenstern zu Paaren getrieben waren, war das Schicksal des Rittertums besiegelt.

Es beginnt die Zeit der Landsknechte, die um Sold dienen, und der Kaiser Maximilian war es, der diese Entwicklung bewußt zu Ende führte. Selbst als „der letzte Ritter“ in deutschen Landen genannt und gefeiert, war er doch der erste seiner Zeitgenossen, der alle Vorurteile des hoch zu Ross erscheinenden Rittertums von sich warf, und sich nicht scheute, im Jahre 1505 an der Spitze von neunhundert Fürsten und Herren, darunter zwei Pfalzgrafen bei Rhein, zwei Herzögen von Sachsen, den beiden brandenburgischen Markgrafen und vielen anderen als Landsknecht, den Speer auf der Schulter, zu Fuß seinen Einzug in Köln zu halten. Dieses Ereignis hat mehr als eine anekdotische, beinahe eine symbolische Bedeutung: es ist das unzweifelhafte Verdienst des Kaisers Max gewesen, den Kriegsdienst dem deutschen Volke wieder zugänglich gemacht zu haben, indem er auf solche Weise die Zunft des Kriegers vor allen anderen Zünften ehrte. Das Kriegshandwerk wurde wieder populär, und damit konnte auch wieder kriegerische Volkspoesie entstehen.

Und es ist eine Poesie entstanden, so unergleichlich, daß uns eine ewige Form davon geblieben ist: das deutsche Landsknechtlied, das in der fröhlichen Becherrunde zechender Musensöhne noch heute erklingt, und das wie kaum ein anderes Volkslied allezeit von unseren großen und größten Dichtern nachempfunden und nachgesungen wurde.

Nicht die Sache, um die gekriegt wird, ist der Gegenstand dieser Landsknechtslieder. Denn Landsknechtstum bedeutet ja gerade die Aufopferung für eine fremde Sache, und nur zu oft ist der fromme Landsknecht von seiner Fahne gelaufen, weil ihm die andere mehr versprach. Dem Solde, nicht der Sache nach lief der Landsknecht und kein Vaterlandsgedanke bewegte seine Brust. Daher fehlt auch in seiner Poesie das Vaterlandsgefühl fast gänzlich.

Dafür ist es oft genug der tapfere Führer, der ihn zum Sange begeistert, und unter allen Landsknechtsobristen ist es die populäre Gestalt des wackeren Georg von Frundsberg, des Siegers von Pavia, die in diesen Liedern ein ewiges Denkmal erhielt:

Herr Jörg von Fronsberg,
Herr Jörg von Fronsberg,
Der hat die Schlacht vor Pavia gewonnen,
Der hat die Schlacht vor Pavia gewonnen,
Gewonnen in einem Tiergart,
In neunthalb Stunden gewonnen Land und Leut.

so sangen die hellen Haufen im Jahre 1525 durch ganz Deutschland.

Vor allem aber war es das Leben selbst, das freie, ungezügelter Leben des nicht nur auf Krieg und Beute, sondern nur zu oft auch auf Raufen, Zechen, Spielen, Fluchen gerichteten Söldners, das in dieser Poesie besungen wurde. So hat das deutsche Landsknechtslied neben seinem poetischen Wert auch einen Kulturwert ersten Ranges. Die Welt der Landsknechte war ja eine Welt für sich, bunt und farbenreich, und wild und unbändig wie ihr Leben war ihre Poesie. Aber so frei und wild sie war, so urwüchsig und kraftvoll war sie auch.

Wenn man an jene deutschen Gewaltthaufen denkt, die damals die Kriege eigener und fremder Fürsten führten, und mit dem ungeheuren Troß ihrer Weiber, Dirnen und Buben behaftet hinauszogen, auf das Recht ihrer langen Speiße pockten und mit ihrem Kriegsruf „Her! Her!“ die Herzen der Feinde erschütterten, um schließlich den Tod der Schlechten zu sterben, oder im bitteren Kampfe Arme und Beine zu lassen und als traurige Spittelknechte heimzukehren oder bestenfalls eine karge Beute zu erraffen, so versteht man den trotzigen Humor jenes Liedes, das da singt:

Der in den Krieg will ziehen,
Der soll gerüstet sein.
Was soll er mit ihm führen?
Ein schönes Fräulein,
Einen langen Spieß
Einen kurzen Degen.
Ein Herren wöll wir suchen,
Der uns Geld und Bescheid soll geben.

Und geht er uns dann kein Geld nit,
Leit uns nit viel daran,
So laufen wir durch die Wälde,
Kein Hunger stößt uns nit an:
Der Hühner, der Gans hab wir so viel,
Das Wasser aus dem Brunnen
Trinkt der Landsknecht, wenn er will.

Und wird mir dann geschossen
Ein Flügel von meinem Leib,
So darf ichs niemand klagen,
Es schadt mir nit ein Meit*)
Und nit ein Kreuz an meinem Leib.
Das Geld wöll wir verdemmen**),
Das der Schweizer um Händschuch geit.

Und wird mir dann geschossen
Ein Schentel von meinem Leib,
So tu ichs nacher kriechen,
Es schadt mir nit ein Meit.
Ein hölzene Stelzen ist mir gerecht,
Ja, eh das Jahr herumme kummt,
Gib ichs ein Spittelknecht.

Ei, wird ichs dann erschossen,
Erschossen auf breiter Haide,
So trägt man mich auf langen Spießen,
Ein Grab ist mir bereit;
So schlägt man mir den Bummerleinbum,
Der ist mir neunmal lieber
Denn aller Pfaffen Bebrumm.

*) Meit = Heller; nit ein Meit, gar nichts. **) Verdemmen = verprassen.

Wer aber Leben und Lebensgefahr so trotzig verachtet, und bei der Aussicht auf den möglichen Verlust seiner gesunden Glieder keinen anderen Gedanken hat, als daß ein verlorener Arm ihm das Geld für die Handschuh spart, das er dann in einer tollen Stunde verschlemmen mag, der wird auch die bürgerliche Gesellschaft nicht sonderlich hoch halten und über Besitz und Eigentum der anderen hinweg sich ein maßloses Leben ertrogen. Bezeichnend schildert uns dieses Leben ein altes Lied, das „Landsknechts Sitt und Brauch“ in die folgenden frevelhaften, aber äußerst drastischen Verse faßt:

Nimm dir's ein Mut, Tracht nit nach Gut,
Laß niemands von dir erben,
Kauf nichts ins Haus, Tracht nur heraus,
Tu Weib und Kind verderben!
Nimm darnach einen Orden an
Und werd ein freier Kriegesmann,
Such dir einen reichen Herren,
Willt du das Kriegen lernen.

In Hungersnot Schlag Hennen tot,
Und laß kein Gans mehr leben!
Trags ins Wirtshaus, Kauf Federn aus!
Da brät man dir's gar eben.
Und setz dir's oben auf den Tisch,
Da isz und trink und leb ganz frisch!
Ein Wagen leg darneben,
Tu nur fröhlichen leben!

Ob der Wirt wär ein geizig Mann,
Wöllt sich nit lassen bescheiden,
Mit den Gellen sach ein Hader an!
Tu keiner des andern beiten*)
Und schlägt einander aus dem Haus!
Der Wirt wird froh, wenn ihr tummt naus;
So schwingt euch über die Heiden
So gar mit großen Freuden!

Was aber ein rechter Landsknecht war, das war auch ein treuherziger Gesell, der zwar vom Bauern, bei dem es nur „saure Milch und einen groben Zwilch“ gab, nicht viel wissen wollte, aber doch sein Leben, wild wie es war, mit seinem Gotte und seinem Könige ausgemacht hatte:

Wohlauf, ihr Landsknecht alle,
Seid fröhlich, seid guter Ding!

Wir loben Gott, den Herren,
Darzu den edlen König.

Und wenn er wirklich kein „Hundsfoth“, sondern ein „frommer Landsknecht“ war, so wußte er auch treu zu seinem Könige zu halten und in der Schlacht seinen Mann zu stehen. Dann stimmte er mit lauter Stimme in das Feldgeschrei mit ein:

Rüft euch, ihr tapfern Kriegesleut,
Zu einer Schlacht und hartem Streit!
Der Streit will han
Manch tapfern Mann,
Drum kommt getroßt auf diesen Plan!
Frish auf! Seid fed und unverzag!
Wer weiß, wer noch den andern jagt!
Frish auf! Der Feind hat uns abgesagt.
Rudet all heran!
Stehet für ein Mann!
Heran, frish heran!
Hört, ihr lieben Knechte gut,
Schöpfst euch einen frischen Mut!
Stehet einander bei,
Seid nicht ungetreu!
Ihr vom Abel wehrt,
Schwingt euch auf die Pferd!

Wohlauf! Bald auf die Pferd!
Seht, daß man sich ritterlich wehrt.
Ei, so ruct nun frish heran,
Greift den Feind fedlich an!
Seid getroßt, ihr lieben Knecht,
Wir han zum Kriege Fug und Recht.
Drum kanns uns nit leicht übel gehn:
Gott pflegt den Seinen beizustehn.
Wohlan, seid getreu! Gott steht uns bei!
Rudet zu Hau! Greift tapfer drauf!
Ob sichs erstlich schwerlich anläßt,
Schadt nichts, tut ihr nur euer Best.
Das Glück will han ein tapfern Mann.
Sieh da, der Feind nahet heran!
Drum ein Jeder sein Ehr hab in Acht,
Und schlägt in Haufen, daß es kracht!
Schont niemand! schlägt mit Freuden drein!
Schlagt alls zu Tod als wärens Schwein!

*) beiten = warten.

So sehen wir in dieser wilden Poesie das Große sich mit dem Gemeinen berühren, und das charakterisiert in der Tat den Landsknecht und sein Lied: er, dem die Welt nach Schillers Wort auf der Spitze des Degens liegt, fühlt sich auch ganz als Herr der zerrütteten Welt, in der er lebt. Wie er daher kein Maß kennt im Raufen und Rauben, so kennt er auch im Schlemmen und Prassen kein Maß. Er rechnet sich nach einem Worte jener Zeit gern zu „diesen Knaben, die mehr verprassen als sie haben“, und seine schöne Beute ist immer gleich wie gewonnen so zerronnen. Was Wunder, daß man in Friedensläufen auf allen Wegen und Stegen den sogenannten „gartenden“ Landsknechten begegnet, die sich täglich vor den Türen der Bauern ihren Gulden erbetteln oder ertrogen und zuzeiten zu einer wahren Landplage werden. Dieser oft nur zu jähe Wechsel zwischen Schwelgen und Darben hat ebenfalls im Landsknechtsliede seinen Ausdruck gefunden, ihm verdanken wir die ewige Poesie vom „tumben Brüderlein“, dem sorglosen Schlemmer, der auf Frau Fortuna schwört, und seine volle Kriegsbeute ins Wirtshaus schleppt:

Wo soll ich mich hinfehren,
Ich tumbes Brüderlein,
Wie soll ich mich ernähren,
Mein Gut ist viel zu klein:
Wie wir ein Wesen han,
So muß ich bald daran,
Was ich heut soll verzehren,
Ist gestern schon vertan.

Ich bin zu früh geboren,
Wo heute ich hintomm',
Mein Glück, das kommt erst morgen,
Hätt' ich den Schatz im Dom,
Dazu den Zoll am Rhein,
Und wär' Benedig mein,
So wär' es all verloren
Es müßt verschlemmet sein!

Was hilft, daß ich mag sparen,
Vielleicht verlör' ichs gar,
Sollt' mirs ein Dieb ausfahren,
Es reute mich ein Jahr,
Ich weiß, mein Gut vergeht
Mit Schlemmen früh und spät,
Doch der hat einen Sparren,
Dem es zu Herzen geht. — —

Steck an den Schweinebraten
Dazu die Hühner jung,
Darauf wird uns geraten
Ein frischer freier Trunk.
Trag her den kühlen Wein
Und schenk uns tapfer ein:
Mir ist ein' Beut' geraten,
Die muß verschlemmet sein.

Drei Büffel und ein' Karte,
Das ist mein Wappen frei,
Sechs hübsche Fräulein zarte,
An jeder Seite drei.
Rüd' her, du schönes Weib,
Du erfreust mirs Herz im Leib,
Wohl in dem Rosengarten,
Dem Schlemmer sein Zeitvertreib.

(1500—1550)

Die Blüte des Landsknechtstums fiel zusammen mit der Blüte des Humanismus in Deutschland. Darum war es kein Zufall, daß diese Zeit auch eine so unvergleichliche Blüte der kriegerischen Volkspoesie mit sich brachte. Eine allzu kurze Blüte. Das Söldnertum, das keiner Idee, sondern auf eigenen Vorteil diente, mußte schließlich an sich selbst zugrunde gehen. Das sogenannte Finanzen der Offiziere, die sich vom Fürsten den ganzen Sold auszahlen und zum Schaden der Soldaten großenteils in die eigene Tasche fließen ließen, brachte das ganze Landsknechtswesen in Verfall. Zu diesem berüchtigten militärischen Unternehmertum kam das immer mehr überhandnehmende unsittliche Leben im Lager, das zur völligen Entartung der Kriegszucht führte. Schließlich taten das steigende Übergewicht der Feuerwaffen und veränderte Taktik ein übriges, so daß gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts das deutsche Landsknechtswesen und mit ihm das deutsche Landsknechtslied eine Ende nahm.

(Schluß folgt)